

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DREIZEHNTER BAND
1976/77

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

GEDENKWORTE

THORNTON WILDER

17. 4. 1897–7. 12. 1975



Ronald Wilder

Gedenkworte für
THORNTON WILDER

von

Emil Staiger

Thornton Wilder gehört nicht zu jenen Autoren, die sich schon früh mit einmal erworbener Meisterschaft begnügen und ihre bewährte Kunst nur nach den Gegenständen leicht variieren. Er stellte sich mit jedem neuen Werk ein neues künstlerisches Problem. In *Die Brücke von San Luis Rey* wird der Bezug der einzelnen Novellen zu einer Rahmenerzählung in einer Weise vertieft, die alle klassischen Muster hinter sich läßt. *Die Iden des März* sind aus erfundenen Dokumenten zusammengesetzt, so, daß sich alles zunächst wie eine archäologische Spielerei liest und erst der gesammelte Blick den einzigartigen menschlichen Reichtum entdeckt. Im *Langen Weihnachtsmahl* dauert die Spielzeit eine halbe Stunde, die gespielte Zeit aber neunzig Jahre; wir sehen von einem über die menschliche Ebene erhöhten Standpunkt aus, wie alles gleitet und vorüberirnt und sich

im Grunde doch gleich bleibt. »Theater« heißt eigentlich »Schauanstalt«. In *Eine kleine Stadt* hat Wilder nun aber gerade die Magie des Unsichtbaren und damit neue Möglichkeiten der Bühne erschlossen, die für die ganze moderne Bühnenkunst bedeutsam geworden sind.

Diese Errungenschaften begleiten keine Programme und Theorien, wie sie uns heute von so vielen Dichtern zugemutet werden. Thornton Wilder experimentiert aus reiner unschuldiger Lust am Spiel. Eben deshalb ist er auch nie das Opfer eigener Lehren und der von ihm selbst geschaffenen Muster geworden. Man könnte jedoch in einem Meister, der auf die *Art* der Mitteilung so viel Wert legt, einen Artisten vermuten. Das wäre ein Irrtum. Thornton Wilder hatte zeitlebens nichts mit der Parole »l'art pour l'art« zu schaffen. Wenn er sich die Mühe nimmt, eigenartige Formen zu ersinnen, so will er damit den Leser beglücken. Er tut es gleichsam aus Höflichkeit. Und diese Höflichkeit, die auch dem Menschen, bei aller fast hilflosen Nervosität, natürlich war, verbot es ihm, sein Publikum überreden oder hinreißen zu wollen. Seine Kunst ist immer diskret und damit freilich, in bewundernswert mutiger Weise, unzeitgemäß. Denn was wäre den meisten Menschen unserer Tage fremder und unverständlicher als Diskretion?

Er war sich wohl bewußt, daß er damit Mißverständnisse heraufbeschwor. Weil er leise auftrat, meinte man, er nehme alles leicht. Weil er seinen Ernst versteckte, warf man ihm Mangel an Tiefsinn vor. Und *was* er zu sagen hatte, schien erst recht nicht dazu angetan, das Mißverständnis zu beheben. Die abendländische Welt hat sich daran gewöhnt, Verzweiflung und Angst für tiefer zu halten als Glauben und Hoffnung. Doch Thornton Wilder sagt: »Es gibt kein Schöpferischsein ohne Glauben und Hoffnung«. Das klingt für viele nach schalem,

religiös verbrämtem Optimismus, dem unsre Erfahrung schroff widerspricht. Doch welcher Art ist Wilders Glaube? Die *Brücke von San Luis Rey* scheint bestimmt, das Walten der Vorsehung zu beweisen. Doch *wird* es bewiesen? Der Leser versinkt in einen Abgrund von Nachdenklichkeit. Er wagt weder Ja noch Nein zu sagen. Der Mönch, der Gottes Weisheit nachzurechnen versucht, wird als Ketzer verdammt. Doch auch wer Gottes höhere Fügung leugnen wollte, würde verurteilt. Wir wissen nichts. Und eben in dieser Unwissenheit hat der Glaube Raum, ein Glaube, der freilich unsere allzu menschlichen Sorgen nicht beschwichtigt, aber ein erster Ansatz ist, in Dimensionen zu denken, die weiter reichen als unsere Fassungskraft. Deshalb ereignet sich in Thornton Wilders Romanen manches, was nach geläufiger Ansicht sinnlos ist. Die Anmaßung, ein Schicksal übersehen und einschätzen zu können, wird damit still zurückgewiesen. Im weitesten Rahmen geschieht dies in dem Buch *Der achte Schöpfungstag*. Es ist denkbar, daß die Schöpfung noch nicht abgeschlossen, die Möglichkeiten des Menschen noch nicht erschöpft sind. Vielleicht steht ihm eine Zukunft bevor, von der wir uns nichts träumen lassen. So zu hoffen, legt uns Wilder in seiner die tiefsten Fragen zart, aber sicher berührenden Sprache nahe. Er meint nicht philiströses Hoffen, das sich nur Gefahr ausredet, sondern die *elpis thraseia*, jenes sogar von Ananke unbezähmte Erkühen des menschlichen Geistes, dessen Flügelschlag, nach Goethes Wort, Aeonen hinter sich läßt.

Erst in dieser Zukunft ist den reiferen Menschen auch die Liebe in ihrer wahren Gestalt vergönnt. Man sollte erwarten, daß der Mann, der in der *Kleinen Stadt* dem Spielleiter seine gütigen Worte eingibt und im *Theophilus North* den Schalk erfindet, der nur Segen stiftet, sich selber wohl zutrauen dürfte zu wis-

sen, was Liebe eigentlich sei. Im *Achten Schöpfungstag* aber heißt es:

»In diesem Bericht ist zuweilen von Hoffnung und Glauben die Rede gewesen. Es ist zu früh, sich auch mit Liebe zu befassen. Diese zuletzt Erscheinende der drei kommt eben erst aus dem Urschlamm hervor. Ihre zahlreichen Aspekte sind verwirrend miteinander vermischt – Grausamkeit mit Barmherzigkeit, Erschaffen mit Vernichten. Es ist möglich, daß wir nach vielen tausend Jahren sie sich ›klären‹ sehen werden – wie man von noch trübem Wein sagt.«

Wenn wir schon von einer Botschaft dieses Dichters reden wollen, so können wir sie nur so umschreiben: Selbstloses Denken auf lange Sicht, in Zeiten hinaus, die wir nicht mehr erleben. Wir geben damit die Gegenwart nicht für eine erträumte Zukunft preis. Vielmehr vermögen wir erst mit diesem fernen Licht vor Augen unsere Tage menschlich zu bestehen.

Wie lange wird es dauern, bis die Welt die sanfte Gewalt der Botschaft Wilders gebührend zu würdigen weiß? Er hatte Geduld. So wollen auch wir sein Andenken nicht durch Ungeduld kränken.